

Karge Berge, böse Menschen?

Tadschikistan Martina Zürcher wird von Verwandten gewarnt, nicht nach Tadschikistan zu fahren, es sei zu gefährlich. Doch sie wagt es doch und bereut es zu Beginn schon fast. Doch dann kommt alles anders.

Martina Zürcher

Tadschikistan – die Beamten sitzen in zu Zollbüros umfunktionierten Schiffscontainern, hinter dem wackligen Schreibtisch steht ein Ofen, darauf brodelte ihr Essen, auf den Feldbetten im Nebenraum dösen die, die gerade keinen Dienst haben und wir werden gebeten, vor dem Eintreten

Moderne Nomaden Folge 26



Unterwegs leben im Kleinbus – eine Serie von Martina Zürcher

die Schuhe auszuziehen. Wir sind unterwegs auf dem Pamir Highway, einer der höchsten Strassen der Welt, an der Grenze zwischen Kirgisistan und Tadschikistan. Wir haben zwar ein E-Visa auf dem Smartphone, aber der Strichcode wird nicht gescannt, sondern die Zahlen von Hand in ein dickes Buch übertragen. Als wir den Einfuhrzoll fürs Fahrzeug be-

zahlen, wäre eigentlich alles erledigt. Einmal mehr relativ schnell und freundlich. Aber wie im Internet vorgewarnt, versuchen nun weitere Beamte an drei Stellen, Geld von uns zu erhalten. Die Männer werden wütend und einschüchternd, als wir uns dagegen wehren, worauf hin sie beginnen, uns und unseren Bus mit dem Handy zu filmen. Was tun sie mit den Bildern? Schicken sie es an den nächsten Polizeiposten oder gar an ihre Freunde, die vielleicht irgendwas mit dem IS zu tun haben?

Terror macht Angst

Die Schlagzeilen der schrecklichen Anschläge auf Velo-Touristen zwei Monate zuvor ziehen durch unsere Gedanken. «Wer jetzt nach Tadschikistan reist, ist blöd,» hatte uns kurz zuvor jemand gesagt. Unsere Antwort darauf war: Dann darfst du auch an keinen Weihnachtsmarkt mehr, an kein Konzert, nicht mal an den Strand. Barcelona, Paris, London, Stockholm, Nizza, Berlin. Alle als Reiseziele gestrichen. Wir entschieden, dem Land trotzdem eine Chance zu geben. Jetzt be-

reuen wir es fast. Was erwartete uns hier noch, wenn die offiziellen Stellen so drauf sind?

Bis jetzt hatten wir an allen Grenzübergängen, bei jeglichen Polizeikontrollen auf der gesamten Reise nur Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft erlebt. Die zentralasiatischen Länder, inklusive Russland, haben sich entwickelt: Korruption war uns zuvor nirgends begegnet. Aber Tadschikistan ist mit Abstand das ärmste Land der ehemaligen Sowjetunion. Sehr wahrscheinlich verdienen die Zöllner so wenig, dass sie irgendwas tun müssen, um ihren Lohn aufzubessern. Wir haben aber aus Prinzip keine Lust, dieses System zu stützen. Zumal die Beamten extrem unhöflich zu uns sind. Ihr Ziel haben sie nicht erreicht, aber dasjenige der Terroristen: Sie schüren Angst.

Wir verlangen von den Männern, die Videos zu löschen, sie weigern sich. Schliesslich wird Dylan so laut, dass auch der zuständige Major aufgeweckt wird und sich einschaltet. Er lässt die Bilder löschen. Dann beschwichtigt er uns, aber die Aktion seiner

Männer lässt uns den ganzen Tag missmutig und irgendwie geknickt durch die unglaublich schöne Hochgebirgslandschaft fahren.

Die Versöhnung

Als wir Tadschikistan anderthalb Wochen später auf der anderen Seite des Pamir Highways verlassen, fragt der Zollbeamte: «Hat es Ihnen bei uns gefallen?»

Wir müssen nicht überlegen «Ja! Sehr!»

Die ganz normalen Menschen sind uns überall mit einer unglaublichen Gastfreundschaft aufgefallen. Wo die Berge am steilsten und kahlsten sind, haben uns die Menschen mit der grössten Wärme und Herzlichkeit empfangen, die wir je erlebt haben. Nicht nur auf dieser Reise, sondern (von unserer Erfahrung her) global gesehen. In fast jedem Dorf hatte man uns zu Tee eingeladen. Und Tee bedeutet hier nicht ein Glas heisses Wasser mit Kräutern drin, sondern einen Tisch prall gefüllt mit Joghurt, Butter, Keksen, Äpfeln, Brot und Fleisch. Wir haben zudem entlang der holprigen Pisten so viele

Äpfel, Aprikosen und Tomaten geschenkt erhalten, dass wir daraus Kuchen, Konfitüre und Suppe machen mussten. Die Einladungen zum Tee waren zahlreich und jeder, der uns begegnete, vom alten Mann bis zum kleinen Mädchen, winkte uns zu. Wenn sie uns nicht mit einer Einladung zum Tee stoppten, so legten sie zum Gruss die Hand aufs Herz und nickten freundlich in unsere Richtung. Sogar die Menschen auf der anderen Seite der Grenze, da wo nur ein Fluss Tadschikistan von Afghanistan trennt, winkten fröhlich zu uns hinüber.

Wir fühlten uns nach den schönen Erlebnissen bei der Einreise nie bedroht, sondern überall mehr als willkommen, was die Angst verblassen und die Freude zurückkehren liess. War es eine gute Idee, hier gewesen zu sein? Ja, definitiv, denn unentschuld-bare Aktionen einzelner Individuen dürfen nicht generalisiert werden. Weder in Tadschikistan noch sonst wo.

Frühere Artikel finden Sie unter www.bielertagblatt.ch/nomaden

Hallo Kollegin! «Spannend zweisprachig»



Virginie Borel
Direktorin
Forum für
Zweisprachigkeit

Sie wollen Auswärtige von den Vorzügen der Region überzeugen – als «Kollegin» oder «Kollege» der Aktion «Willkommen in Biel». Heute erklärt Virginie Borel, warum sie mitmacht.

Virginie Borel, was mögen Sie an Biel und dem Seeland?

Virginie Borel: Allen voran natürlich die Zweisprachigkeit. Die ist spannend – wenn auch nicht einfach. Darüber hinaus, dass wir einen See haben, aber auch auf den Chasseral oder nach Magglingen hinauf können. Biel gibt einem ein Gefühl von Stadt, gleichzeitig ist man hier auf dem Land.

Sind die Dörfer auch bilingue? Das Herz des «Bachelors» hat letztes Jahr eine Frankophone aus Müntschemier gewonnen.

Insbesondere die Gemeinden um Biel, wie Jens, Bellmund, Port oder Ipsach, haben recht viele Französischsprachige. Besonders viel für ihre Frankophonen tut übrigens die Gemeinde Gals.

Warum machen Sie mit bei «Willkommen in Biel»?

Ich finde die Aktion sehr gut, weil sie die Möglichkeit bietet, das Image von Biel zu verbessern, das ja nicht bei allen gut ist.

Wie steht es heute um das Miteinander der beiden Sprachgruppen in Biel?

Wir haben 58 Prozent Deutschsprachige und 44 Prozent Französischsprachige – im ganzen Kanton sind 10 Prozent frankophon. Beide Sprachgruppen in Biel finden, die jeweils andere werde bevorzugt. Wir müssen nicht alle bilingue sein, aber zentral ist meiner Meinung nach, dass ein gegenseitiges Interesse aneinander da sein sollte. Ich selbst bin übrigens rein französischsprachig in Biel aufgewachsen.

Regelmässig vergeben Sie das «Label für die Zweisprachigkeit». Sind Sie zufrieden mit dem Erreichten?

An der Zweisprachigkeit muss man immer, immer, immer weiter arbeiten, die ist nie «erreicht». Das Label haben inzwischen etwa 40 Firmen. Das ist zwar gut. Aber ein rein Frankophoner hat es im Allgemeinen immer noch schwer, in Biel eine Stelle zu finden.

Werden frankophone Kunden in deutschsprachigen Läden in ihrer Sprache bedient?

Wenn ich in einem Laden «Bonjour» sage, erwarte ich, dass das nicht mit «Grüesech» erwidert wird, wie ich es oft erlebe.

Ist das denn so wichtig?

Die Begrüssung vielleicht nicht, aber die Beratung muss auch auf Französisch möglich sein, und das ist nicht überall der Fall. Auch wenn Werbung nur auf Deutsch gemacht wird, kommt das bei den Frankophonen nicht gut an. Bei den Läden habe ich übrigens noch einen nicht sprachlichen Frust – wobei ich nicht nur jammern will.

Nur zu!

Es ärgert mich und macht mich traurig, dass so viele Ladenlokale in Biel leer sind. Heute heisst es vielerorts «zu vermieten» – und dann erst noch häufig bloss auf Deutsch! Interview: bk

Info: Das BT fragt in einer losen Serie bei «Kollegen» nach, weshalb sie bei der Aktion der Stadt Biel mitmachen.



Je karger die Landschaft, desto freundlicher die Menschen.
Dylan Wickrama

Gedanken zum Sonntag

Scham und Empörung



Hermann Schwarzen

Viele Katholiken schämen sich und sind mit vielen andern empört über den Missbrauchsskandal in Pennsylvania: in den letzten 70 Jahren über 1000 namentlich bekannte Opfer (Kinder und Jugendliche) und über 300 Täter, Priester in verschiedenen Funktionen. Mit

gefühl für die Opfer ist Pflicht, Empörung über Täter und Vertuschter mehr als berechtigt. Aber Empörung allein ist ein schlechter Ratgeber.

In einem langen Bericht sind die Missbrauchsfälle minutiös aufgelistet samt ihren Spuren in den bischöflichen Archiven. Man mag sagen, die Missbrauchsvorfälle betrafen weniger als zehn Prozent der Geistlichen. Aber diese Zahl ist im Vergleich zu dem, was statistisch erwartbar wäre, viel zu hoch.

Wie konnte es bloss dazu kommen? Man ging mit den Tätern behutsam um: Man versetzte sie an andere Orte. Man schickte sie in kirchliche Therapiezentren, die allzu rasch «Persilscheine» ausstellten. Angeschuldigte Priester baten manchmal um

Versetzung in andere Diözesen und blieben damit unter dem Radar ihres Bischofs.

Wir wissen, dass die katastrophalen Folgen sexuellen Missbrauchs lange Zeit auch in der Gesellschaft unterschätzt wurden. Dennoch bleibt das Verhalten der Kirchenleitungen unentschuldigbar: Da wurden Klagen nicht ernstgenommen, Opfer als unglaubwürdig dargestellt und gravierender Missbrauch als «unschickliches Verhalten» leichtgeredet. Klagende Eltern versuchte man zu beschwichtigen. Erst als ein Vater mit der Flinte drohte, wurde der Täter versetzt. Diskretion und Verschwiegenheit nach aussen hatten höchste Priorität. Wunden Täter strafrechtlich angeklagt, gab man sich erstaunt.

Und der Vatikan selber trug diese Praxis jahrzehntelang mit.

Von Anerkennung und Entschädigung der Opfer, schonungsloser Transparenz und Sanktionen gegen Täter und Vertuschter spricht auch der Vatikan. Doch wer wirklich in die Knie geht, der muss sich auch der Frage nach notwendigen Veränderungen stellen. Ein US-Kardinal sagt: Gründe für den Missbrauch seien sexuelle Unreife und Klerikalismus. Die Täter sind nämlich mehrheitlich nicht pädophil. Wunnibald Müller, Theologe und Therapeut, formuliert in seinem wunderbaren Buch «Warum ich trotzdem in der Kirche bleibe» präzise: Klerikalismus besteht darin, dass ein Priester Macht und Prestige benutzt, um die Schwä-

che der eigenen Persönlichkeit zu kompensieren. Und der Pflichtölibat als Lebensform überfordert manche Männer mit normaler homo- oder heterosexueller Orientierung in ihrer persönlichen und sexuellen Reifung.

Ich erwarte von meiner Kirche, dass sie um ihrer Glaubwürdigkeit willen den Pflichtölibat abschafft und sich nicht nur um die Opfer, sondern auch um die Täter kümmert, die in gewisser Weise selber Opfer sind.

Info: Hermann Schwarzen-Stöckli ist katholischer Theologe und ehemaliger Gemeindeleiter der Pfarrei Christ-König in Mett. In dieser Rubrik schreiben abwechselungsweise Autoren verschiedener Glaubensbekenntnisse.